

Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von F. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Im Herbst kam eine gewaltige Sehnsucht über ihn, Katta zu besuchen, droben in den Hügeln bei Tschernsk. So wanderten sie über die braungoldene herbstliche Steppe und kamen zu dem großen Sumpf, der sich von der unteren Hügelgrenze bis fast nach Tschernsk hin erstreckte. Vorsichtig folgten sie den vielen Windungen der Straße durch die Sümpfe, an Inseln vorbei, die von sattem Grün und flammigen Blumenfarben strotzten. Plötzlich aber setzte die herbstliche Regenzeit ein, die brausende Wildwasser von den Hügeln herniederfandte und die schwarzen Wasser des Sumpfes gewaltig steigen ließ. Die primitiven Straßen wurden unpassierbar. So mußten sie warten, bis die Regenschleusen sich schließen würden.

Während dieses Wartens — der Regen peitschte noch immer in Strömen auf das Dach des Hauses auf Nädern nieder, in vier Bächen herabrieselnd aus seinen Dachrinnen — während dieses Wartens war es, daß die kleine Katinka, die immer schwächte und immer lustig war, plötzlich still und gedrückt wurde. Rote Fieberflecken kamen in ihre Wangen, und Bruder Gule wunderte sich sehr, daß sie sich gar nicht mehr um ihn bekümmerte. Stepan gab ihr harmlose Hausmittelsachen, wie es ihn die Mütter der endlosen Straße gelehrt hatten, und hoffte, daß sie nach einer Nacht des Schwitzens wieder gesund sein würde. Mitten in der Nacht jedoch fuhr er erschrocken aus unruhigem Halbschlaf auf, denn Katinka warf sich in ihrem Bettchen hin und her vor Schmerzen und stieß gurgelnde, pfeisende Töne aus. Ihr Gesicht war kirschrot. Sprechen konnte sie nicht.

Es schien Stepan, als sei sie am Erstickten.
Mit zitternden Händen schraubte er die Lampe höher und das Kind setzte sich im Bett auf, mit bleichen Lippen und Augen, die aus ihren Höhlen hervorquollen. Sie kämpfte um Luft und suchte verzweifelt mit den Händchen.

Stepan nahm sie in seine Arme, als wolle er sie vor einer Gefahr schützen, die er nicht verstand. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was ihr fehlte. Der kleine Körper streckte sich in seinen Armen in furchtbaren Zuckungen, und die pfeisenden, gurgelnden Töne wurden immer kürzer und schärfer. Das Kind rang qualvoll nach Luft. Dann kamen Sekunden, in denen sie ganz still dalag, und eine furchterliche Angst packte Stepan.

Er versuchte, ihr Wasser einzulösen, aber sie suchte wild mit den Händchen um sich und schlug ihm das Gefäß aus der Hand. Stepan verzweifelte. Hilf mir — jammerten die angstvollen blauen Augen — Hilf mir doch — keuchte der pfeisende Atem — und nichts konnte er tun. Die rechte Hand hätte er sich abgehakt, ihr Luft zu verschaffen,

aber er verstand ja das furchtbare Geheimnis dieser Krankheit nicht — er wußte nicht, was ihr fehlte. Nichts konnte er tun, als dastehen und gequälten Herzens warten, bis der ungleiche Kampf sich entschied.

Er ballte die Fäuste, daß sich die Nägel in die Handflächen gruben und die Blutstropfen herabrammen. Er knirschte mit den Zähnen in Todesqual. Seine Lippen wurden blutleer. Die Haut in seinem Gesicht fiel etn, spannte sich, verweckte. Er hielt den Atem an und hörte das Klopfen seines Herzens, während er auf das immer leiser werdende Keuchen und Pfeifen lauschte... Der kleine Körper in seinen Armen zuckte in schweren Krämpfen. Die Pferde draußen stampften unruhig, als ahnten sie, daß der Tod in der Nähe sei. Der Regen klatschte ununterbrochen hernieder und tropfte langsam aus den Dachrinnen, als säuge er ein etnöniges trauriges Lied. Das Kind wachte auf und weinte leise, und der kleine weiße Bruder aus dem Wald starrte von seiner Ecke oben bei den Heiligenbildern mit ernsthaften Augen auf die Szene nieder.

Die Stunden verrannen, doch Stepan hatte jeden Maßstab für die schwindende Zeit verloren. Denn jede Sekunde war ihm eine ewigwährende Marter.

Plötzlich jedoch hörte nach einem letzten wilden Schauer der Regen auf, der seit drei Tagen ununterbrochen in Strömen geflossen war, und tiefes Schweigen herrschte draußen in der Natur. Der kleine Stepan wälzte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Die Pferde standen still, als seien sie überrascht über die plötzliche Stille, und die kleine weiße Gule blies ihr Federkleid auf, bis sie doppelt so groß schien, und starrte mit großen Augen auf Katinka.

Das Kind keuchte und kämpfte nicht mehr. Bläß und still lag es da. Stepan fiel auf die Knie und tastete über die blassen Wangen hin, die sich kalt und feucht anfühlten. Er küßte sie und rief sie bei Namen, aber sie rührte sich nicht. Die große Furcht kroch in sein Herz. Er küßte nach ihren Händen. Sie waren sehr kalt. Er legte sein Ohr an ihre Lippen. Sie atmete nicht mehr.

Da warf er sich mit einem Aufstöhnen auf den Boden und streckte sich in wahnsinnigem Schmerz, denn von nun an würden er und der kleine Stepan und Bruder Gule ganz allein sein...

Es war ein schweigsamer Mann grimmigen Gesichts, der am nächsten Tag Bürden in die Hügel schleppte. Schwere Bürden. Doch am schwersten war nicht die sichtbare Last — nicht der Spaten auf seinem Rücken, nicht das lustig fallende Kind in der Hängematte, nicht der stille in Decken gehüllte kleine Körper in seinen Armen, den er zum letztenmal zärtlich an sich drückte. Die wirkliche Bürde lastete auf seinem Herzen.

Still stieg er das Flußbett hinan und kämpfte sich langsam vorwärts über Felsen und Geröll. Er brachte Katinka zu ihrer Mutter; er und der kleine Stepan. In ihrer Seite grub er sie ein, tief, und wälzte schwere Steine auf das Grab, damit die Wölfe es nicht schänden konnten, während

der kleine Stepan vergnügt in den Häufen frisch ausgegrabener Erde spielte.

Dann kniete er nieder und murmelte sonderbare Gebete und Schwüre bei den beiden Steinhäufen, und dann hob er den kleinen Stepan auf und fütterte sein unerfährliches kleines Bäuchlein, und ging langsam den Weg zurück, den er gekommen war...

Nun blieb ihm das kleine Kind. Nach langen Tagen des Nachdenkens entschloß er sich, den kleinen Stepan während des Winters in geschickteren und erfahreneren Händen zu lassen als in den seinigen; bei einer der Frauen in den vielen Dörfern, in denen ihn der endlose Weg vorbeiführte. Schließlich fiel seine Wahl auf eine Bauersfrau, Elisabeth Wolstaja, die im Dorfe Jarum wohnte. Er kannte sie als ein mütterliches, gutherziges Weib. Vor kurzem war ihr das eigene Kind gestorben, und er hoffte, daß sie zu Stepan gut sein würde, um der Erinnerung an ihren eigenen Verlust willen.

Schnurgerade wanderte er auf jenes Dorf zu und traf die nötigen Verabredungen mit der Frau. Während das Haus auf Rädern wieder hinvegepolsterte und Stepan rückwärtschreitend zum letztenmal mit feuchten Augen auf seinen Jungen starrte, lachte der kleine Stepan lustig in Elisabeth Wolstajas Armen und war außer sich vor Entzücken über die kleinen Ferkel, die im Hof sich quiekend um ihre Mutter drängten.

Den kleinen weißen Bruder aus dem Wald nahm er mit sich, weil Katinka ihn lieb gehabt hatte.

— — — Das war der traurigste Winter, den Stepan jemals erlebt hatte; weit trauriger als jener harte Winter, in dem er, getrennt von Katia, Jenisseisk durchstreifte und sehnsüchtigen Herzens sich immer wieder nach Selensinst wagte, denn damals wenigstens durfte er noch hoffen — Jetzt aber...

Und jetzt? Stepan blieb ihm noch, freilich. Ah, und da war eine andere Hoffnung noch — eine gewaltige Hoffnung — ein großes Sehnen — ein Erfüllenmüssen...

Diese Hoffnung war Rache.

Die Rachegeanken äußerten sich nur in sehr unbestimmten Formen und Sehnsüchten bei Stepan Ilina und er war sich ganz unklar darüber, wann und auf welche Weise jenes andere Ding geschehen mußte. Manchmal bewegte sich sein Denken auf gesünderen Linien und wochenlang beschäftigte er sich gar nicht mit dem Namen Paschkin. Dann wieder packten ihn die Rachegeanken mit elementarer Gewalt und er kämpfte hart mit der Veruchung, sofort nach Irkutsk aufzubrechen und den Mann zu töten, der sein Leben vernichtet hatte. Immer wieder siegte sein gesunder Verstand und wortlos ging er seinen Weg, der stillste und traurigste und — da sich mit einem winzigen Gewinn begnügend, weil das Geld keinen Wert mehr für ihn hatte — der willkommenste aller Händler von Jenisseisk.

Peter Krop traf er häufig. Die beiden Männer saßen dann Stundenlang zusammen, ohne viel zu sprechen, und der kluge Jude, der nicht sechsundsiebzig Jahre alt geworden war, ohne einem einfachen Menschen in Herz und Hirn schauen zu können — erriet bald, welche Gedanken es waren, die Stepan beschäftigten. Stepan jedoch sprach niemals mit ihm über Paschkin und seine Racheträume. Peter wieder scheute sich, selbst davon anzufangen, und so vielleicht Stepan auf einen gefährlichen Weg hinzuweisen. Denn er konnte sich ja irren in seinen Vermutungen.

„Die Zeit heilt alle Wunden, Stepan Iwanowitsch,“ sagte er nur ernsthaft, als sie wieder einmal schieden, „und der kleine Stepan ist dir geblieben. Es ist etwas Großes, mein Freund, einen Sohn zu besitzen.“

Im Frühling wandte Stepan die Köpfe seiner Pferde gen Jarum und fragte sich oft lächelnd während des langen Wegs, ob sein Sohn ihn wohl wiedererkennen würde.

Aber Elisabeth Wolstaja weinte, als sie ihm entgegenkam... der kleine Stepan war vor zwei Monaten gestorben. An Krämpfen.

Stepan hörte ruhig zu, während sie ihm die Einzelheiten erzählte, gab ihr Geld für ihre Mühe und Sorge, und ging dann seiner Wege, trauriger denn je zuvor. Und die schwarzen Gedanken, die er so lange in finsternen Winkeln seines Gehirns beherbergt hatte, wurden schwärzer und stärker.

Peter Krop las, als sie sich das nächste Mal trafen, in seiner Seele wie in einem offenen Buch und sah klar, wohin sein Weg ihn führte, machtlos, diesen Weg zu ändern. Zwar

tat er sein Bestes. Er bot ihm an, sie sollten sich vereinigen und gemeinschaftlich reisen und handeln; er bettelte sogar darum, sein hohes Alter vorschützend und die mannigfachen Vorteile, die Stepan aus solch einer Vereinigung erwachsen würden. Denn der alte Peter hatte viel Geld und verdiente noch immer viel Geld und besaß keinen einzigen Freund in der ganzen weiten Welt außer Stepan. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Heimatkämpfer.

Herbert Benkert.

Au dem äußersten Ende des Universitätsstädtchens liegt ein weißes Haus, eingebettet zwischen blumenreichen Gärten und grünen Wiesen. Ostwärts im Sonnenbrand zieht sich der Schienenstrang auf dem nahegelegenden Bahnhöfchen dahin. Diese Stille lagert über dem Ganzen, die nur zeitweise von dem Rattern der vorbeifahrenden Eisenbahn unterbrochen wird. Wie vertraut war doch dieses Geräusch der am Fenster des schmucken Häuschens sitzenden Dame mit der Zeit geworden! Seit dem ersten Mobilmachungstage hatte sie täglich die Truppentransportzüge vorüberfahren sehen; hatte das begeisterte und fröhliche Singen unserer Siegesbegeisterten Jungen gehört. Vor kurzem war nun ihr Jüngster mit seinen Kameraden an ihr vorbeigezogen, nicht mehr mit Jubel und Lachen, sondern in entschlossener, eiserner Fassung: „Wir müssen durchhalten, Mutter, dann werden wir auch gewinnen,“ hatte er ihr überzeugungsvoll zugerufen, und sie hatte ihm bejahend zugewinkt. Auch ihre eine Tochter litt es nicht dabei, sie war hinausgeil, um die furchtbaren Wunden, die der Desbentkampf den Tapferen schlägt, lindern zu helfen. Der älteste Sohn, der Diebstahl, stellte sich natürlich ebenfalls in die Reihen der Vaterlandskrieger; allein, ein tüchtiger, unsichtbarer Feind, den keine Kugel noch Säbel zu bekämpfen vermag, zerriß ihm die junge Brust und warf ihn auf das Siechenbett.

Sie war noch eine stattliche Frau, diese Mutter, obwohl schon der Schnee des Alters das edelgeformte Haupt zu bedecken begann. Von den schlingelackerten Mandarinen ließen scharfe, wie durch Meißelwerk hervorgebrachte Linien zur feingeschnittenen Nase hin. Große, haubblaue Augen, in denen sich tiefster Schmerz im Verein mit fester Entschlossenheit spiegeln, überrückte die hohe, von feinen Furchen durchgrabene Stirn. Diese infolge gewaltiger Seelenkämpfe markig hervortretenden Züge verliehen dem Antlitz das Gepräge tiefer Durchgeistigung.

Ja, ihr Großer mußte so furchtbar viel leiden, durchzog es jetzt wieder ihr Inneres, und stöhnend birgt sie den Kopf in die schmale, weiße Hand. „Mutter, Mutter,“ so klingt es ihr plötzlich entgegen von seiten der anderen Töchter, die vom väterländischen Inwendienste zurückkehrend, den Bruder auf seinem Schmerzenslager besucht hatten, „komme doch zu Sigurd, er möchte mit der reden,“ hört sie weiter sagen. Die Gerufenen fährt zusammen, in ihrem Gesicht leuchtet sich der Ausbruch des Schmerzes, und mühsam erhebt sie sich. Doch, nur ein kurzer Kampf ist's, sie scheint zu lächeln und ihre Gestalt strafft sich.

„Ich muß dem Kranken mit Jeller Miene entgegen treten, ihm sein Weh vergessen machen, für den keine Blumen blühen, dem Sonnenstrahl leuchtet,“ so murmelt die Frau und betritt das Zimmer ihres Sohnes.

„Siehe hier, Mutti,“ sagt dieser und hält der Kommenden die Zeitung entgegen: „Unsere Heiben haben in stegreicher Ueberzahl den überlegenen Feind zurückgeworfen,“ lautet der letzte Heeresbericht. „Unser Roland hat wohl auch tüchtig mit dreingeschlagen, nicht wahr?“ fährt er freudig erregt fort. Die Mutter ergreift das Blatt, setzt sich auf den Bettrand und vertieft sich in die Zeilen. Voll Erwartung kliden die siebrigen Augen des Leidenden auf die Lesende.

„Wer natürlich hat Roland es seinen Kameraden gleichgetan, wir müssen und werden es schaffen, waren doch seine Abschiedsworte, wie ich dir erzählte,“ sagt die Mutter und fährt ihrem Diebling zärtlich über das heiße Gesicht.

„Warum, warum Mutti, kann ich nicht dabei sein, den übermütigen Gegner zu bekämpfen!“

„Mein Sohn, beruhige dich, du tatest, was in deinen Kräften stand.“

„Und doch bin ich nicht zufrieden.“

„Du gabst deine Gesundheit, Sigurd.“

Langes, banges Schweigen herrscht zwischen beiden.

Da beginnt der Kranke wieder:

„Weißt du schon, Mutter, eine neue Kriegsanleihe ist wieder aufgelegt,“ berichtet er mir eben die Schwelerei.

„Ja, mein Junge,“ entgegnete die Angeredete, „ich las die stammenden Aufträge, die die Dahingeblichenen gemahnen, die tapferen Truppen zu unterstützen, das Schloß stark zu erhalten.“

„Wir wollen auch unsrerseits daran mitwirken, das Werk des siegreichen Bestehens zu vollbringen!“ so ringt es sich aus des Leidenden Brust.

„Erst mußt du wieder genesen, Sigurd, um dem Vaterlande erneut dienen zu können.“

„Ich habe einen Gedanken gefaßt, verleihe mich recht, liebe Mutter.“

„Höre, Sigurd, in den nächsten Tagen mußt du abreisen, um

In einem Sanatorium Heilung zu suchen, du hast doch den Rat des Arztes vernommen?"

„Liebe Mutter,“ sagte der Kranke, „ich weiß es, daß es keine letzte Summe des ersparten Geldes ist, das mir die Genesung bringen soll; Hunderttausende im Felde sinken dahin, ihrer Pflicht gehorchend, folge ich nicht einem nur höheren Pflichtgebot, wenn ich die mir zur Verfügung stehenden Mittel auf dem Altare des Vaterlandes niederlege?“

Mit einem durchdringenden Blick schaut die Mutter ihren Pflanzling an, in ihr mozt und walt es; und von zuckenden Lippen kommt es: „Auch er ist ein Held, einer deutschen Mutter würdiger Sohn, er tut nur seine höhere Pflicht.“

Jim Pumkins Abenteuer.

Skizze von Alfred Manns (Bremen).

Jim Pumkin stammte aus der Grafschaft Northumberland. Von Haus aus war er Schiffszimmermann. In Govan bei Glasgow passierte ihm das Unglück, daß er einem Kameraden in der Trunkenheit die Geldbörse aus der Tasche zog. Aber ein Unglück kommt nie allein. Das zweite bestand darin, daß zufällig nicht Jim Pumkin, sondern der Kamerad der Betrügerei gewesener war, und das dritte endlich in dem Umstande, daß die Sache herauskam.

Vergeßlich über so viel Mißgeschick, schüttelte Jim den Staub Mit-Englands von sich und wanderte in verächtlicherer Nacht nach Amerika aus, war drei Jahre Bartender in Texas, bestahl seinen Voss enorm, wurde nicht entdeckt und kaufte sich eine Farm; geugte Kinder, bekam Enkel und benahm sich auch sonst sehr reputierlich.

Wenig Jahre nach seinem Auszug aus England empfand Jim plötzlich Heimweh. Kurz entschlossen packte er seinen Koffer und landete schließlich nach der üblichen Torpedierung, allerdings ohne Koffer, in Plymouth; man schrieb nämlich das vierte Jahr des großen Krieges.

Nachdem er ein paar Wochen in einigen bäuerlichen Lehenten Northumberland's gegen die Entrichtung von Buderpreisen die Liebe zu seiner eigenen Heimat gepflegt hatte, zog es ihn zu den Städten, wo er einst als Jüngling wirkte.

Aufmerksam betrachtete er die Werftanlagen, die seither riesenhafte Ausmessungen angenommen hatten.

Das alles hatte er sich nach den Berichten seiner Zeitungen, wenn auch nicht ganz, doch ähnlich so ausgemalt. Der ganze Betrieb war ihm trotz seiner ungeheuren Vergrößerung gefäufel, und dennoch war etwas da, was ihm so rätselhaft schien, daß er manchmal zu träumen glaubte. Die Werft, mit ihren ungezählten, hinter- und nebeneinanderliegenden Helgen ließ sich nicht leicht überblicken; es war nicht so einfach für den der Uebung entwöhnten Jim, sich die Einzelheiten einzusprängen und im Gedächtnis zu behalten. Wenn man 35 Jahre nur Manufakturen und Baumwollen sieht, dann findet man sich nicht gleich wieder auf einer Großwerft zurecht.

Wenig Tage suchte Jim sich genau die Lage der Helgen einzuprägen. Er zählte die ablaufbereiten und die bereits schauwummenden Schiffe. Immer, wenn er abends glaubte, im Bilde zu sein, sah er sich am nächsten Morgen getäuscht. Die Helgen schienen zu stimmen, aber die Schiffe stimmten ganz und gar nicht.

Zuerst schob er das auf Rechnung des guten, allerdings enorm teuren Whiskys, den er pietätvoll abends in derselben Kneipe genoß, in der er vor 40 Jahren den Grundstock seines Vermögens legte durch die Verwöhnung der vollen Börse seines Kameraden mit der eigenen Loeren, denn wie man weiß, hatte ihn diese Verwöhnung gezwungen, nach Amerika auszuwandern.

Aber dann eines Abends machte er sich eine Skizze und notierte die Zahlen, um am folgenden Morgen maßlos verblüfft zu sehen, daß die Zahl der ablaufbereiten Schiffe wieder gewachsen war.

Er wandte sich an diesen und jenen, aber die Leute antworteten ihm nicht, schüttelten den Kopf oder grinsten, als Antwort auf die Frage, wie es möglich sei, daß in acht Tagen mehr Stapelläufe stattfänden, als Helgen vorhanden seien. Genau betrachtete er sich die Anlagen. Er sah die seit seiner Jugend kurz vervollkommenen Kräne und Helgenstützen, er sah Apparate, die er nicht kannte, aber deren Zweck er erraten konnte: das waren die pneumatischen Abstoßvorrichtungen. Aber endlich gewahrte er Maschinen, von denen er auch nicht im entferntesten ahnte, wozu sie dienen mochten. Große, ungewöhnlich starke Maschinen waren das, die genau riesigen Winden glähen. Was sollten die Winden hinter den Helgen? Jim konnte es nicht erfahren.

Am dem Tage, da Jim diese Entdeckung machte, zählte er drei Stapelläufe, und er hätte beschreiben mögen, daß er noch in dieser Woche von zweien dieser Helgen bereits einmal Abläufe beobachtet hatte.

Nachdenklich trank er seinen Whisky. Die Sache ging ihm mächtig im Kopfe herum. Als er in der Nacht von der Kneipe zu seinem Logierhaus wanderte, trieb es ihn wie magnetisch zur Werft. Fast ohne daß er es wollte, fand er sich ihre Pflanzling gegenüber. Es war ziemlich heller Mondschein. Unverwandt starrte Jim auf den Riesenbetrieb. Mächtig wurde er stutzig; denn

etnes der Schiffe, das heute abgelassen war, und das im Werft-hafen lag, fing an, sich wie von unbekannter Kraft getrieben zu bewegen, und zwar — dem Lande zu. Aber, was war das? Hier machte es nicht halt, langsam glitt es weiter und rutschte — wahrhaftig den Helgen hinaus.

Eben kam ein Mann vorüber. Es schien ein Aufsichtsbearbeiter der Werft zu sein. Den packte Jim in großer Erregung am Arm.

„Sagen Sie, seit wann laufen in England die Schiffe auch die Helgen hinaus?“

„Wo, was?“ fragte der Mann streng.

„Na, dort!“

„Mensch, Sie haben zu viel Whisky getrunken! Verlassen Sie sofort den Platz. Es ist verboten, hier nachts herumzustreicheln, und für Sie ist's auch gut, wenn Sie Ihre Phantasien weglassen.“

Jim mußte gehen. Mit dem Whisky mochte der Beamte recht haben, mit den Phantasien aber bestimmt nicht. Jim mußte, wann die einsetzten, denn er kannte sein Maß und das stand noch nicht auf Phantasie.

Nun gab es Pumkin auf, noch weiter des Rätsels Lösung nachzugehen. Obwohl ihm die Sache immer noch bis zu einem gewissen Grade quälte, reiste er am nächsten Morgen ab nach Southampton.

Hier aber sollte sein Geist auch nicht zur Ruhe kommen, denn hier hatte er ein Erlebnis, das an Wunderbarkeit das in Govan noch übertraf.

Er stand auf einem erhöhten Punkte des Hafens, von wo er die Flotte überblicken konnte. Es war still, sehr still sogar. Am Horizonte tauchten drei mittelgroße Dampfer auf, die von fünf bis sechs größeren und kleineren Kriegsschiffen geleitet wurden. Einer der Dampfer wurde geschleppt — er schien schwer habariert.

„Ah, da kommen sie,“ hörte Jim eine Stimme neben sich sagen; „sechs Schiffe waren im Geleitzuge, drei haben die Hunnen abgeholt. Der Teufel hol' die ganze Seemannerei.“

Nur dem Geleitzugsüberrest war nichts auf dem Meere zu sehen. Gar nichts. Nun waren die Schiffe im Hafen. Pumkin wollte sich hinunterbegeben, als er stuzte.

Von allen Biers und den Kaimauern lösten sich Schiffe jeder Größe ab und huzten dem Hafeneingange zu. Die Schiffe trugen die englische Kriegsflagge. Es waren meist Torpedoboote, Zerstörer und kleine Kreuzer. Suchend und aufklärend tummelten sie sich auf der Rode. Eine Weile weideten sich Jims Blicke an dem wunderhübschen Bilde, dann fragte er sich ermahnt: Was sollen hier diese Uebungen? Wo jedes Schiff zu Geleitzwecken, zu Aufklärungsfahrten und zur Bekämpfung der U-Boote so bitter nötig war, huzten sie hier anstehend maßlos umher; denn für die wenigen ein- und auslaufenden Dampfer eine gegen deutsche Minen gestärkte Fahrtrinne offen zu halten, dazu brauchte man doch nicht dieses ungeheure Aufgebot.

Er war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als die Kriegsschiffe sich zu sammeln begannen, und zwar in einem halbkreisförmigen Bogen, der sich ziemlich weit nach außen um Rode und Dafen legte.

„Verdammt,“ fragte Jim einen Nebestehenden, „was ist denn das, wollen die Hunns hier einbrechen?“

Der Nebestehende grinst, betrachtete Pumkin von oben bis unten, zuckte die Achseln und trat einen Schritt beiseite.

Nun wollte Jim wütend werden. Aber er vergaß es vor dem Schauspiel, das sich nun seinen Blicken bot. Mächtig nämlich schien es, als ob der ganze Hafen in Bewegung gekommen sei. Alles, was sich noch an Schiffen darin befand, begann sich zu rühren. Nicht auf einmal, aber unaufhörlich huzten Dampfer, Zerstörer, Schlepper, Winassen dem Hafenausgange zu, auf die Rode, und darüber hinaus, bis zu der Kette der Kriegsschiffe. Dort blieben sie eine Weile liegen, dann — — — Lehrten sie wieder um und begaben sich an ihren Aufstellungsort im Hafen zurück, von wo aus ein Teil dasselbe Manöver noch einmal wiederholte.

Vergeßlich versuchte Jim, nun völlig verwirrt, nochmals einige Beute auszutragen. Schließlich ging er hin, trank unnäsig viel Alkohol und schuf zu seiner Erleichterung eine andere Grundlage für seine Verwirrung.

Zwei Tage später schiffte er sich nach Amerika ein, wurde nach der üblichen Torpedierung gerettet, versuchte die Ueberfahrt ein zweites Mal und hatte Glück.

Als er in Amerika anlangte, ließ dort die Regierungspresse soeben Extrablätter mit einer hochbedeutenden Rede des englischen Schiffsahrtsministers kostenlos verteilen. Jim las:

— — — und so sehen wir denn klarer als je, daß die unmenigliche Taktik des Feindes ihre Wirkung vollkommen verfehlt hat. Die U-Boot-Gefahr existiert nicht mehr, denn — mit meinem Ehrenworte verbürge ich mich für die Wahrheit: Auf englischen Werften lief gegenüber demselben Monat des Vorjahres die doppelte Anzahl Schiffe vom Stapel, und merken Sie auf: Die doppelte Anzahl von Schiffen lief in englischen Häfen ein und aus.“

Mit tiefer Erleichterung ließ Jim das Extrablatt sinken. Die quälenden Zweifel, ob das Alter nicht bereits Wahnvorstellungen bei ihm auszulösen begünne, waren behoben und an ihre Stelle trat ein unabhängiger Stolz darüber, daß es in seinem alten Vaterlande Männer gab von der unfabbaren Größe des Schiffsahrtsministers.

Büchertisch.

Wilhelm v. Scholz.

Doppelkopf. Groteske für Marionetten. Mit 3 Bildern und Umschlagszeichnung von R. v. Sörichelmann. M. 2.—

Das Herzwunder. Mirakelspiel in einem Aufzuge mit Umschlagszeichnung von B. Bankof. M. 1.50. Beides erschienen im Hans-Sachs-Verlag, München-Leipzig.

Wilhelm von Scholz ist entschieden Dyrifer, und zwar ein Dyrifer, der seine Empfindungen in plastischer, warmdurchstrahlter Sprache festzuhalten weiß. Dies läßt sich auch nicht in seinem Mirakelspiel verkennen, das bei seiner Uraufführung in der Münchener Kammer spielen begeisterten Beifall fand. Das *Herzwunder*, eine formklar in sich geschlossene, seelenvolle Dichtung, erhebt sich zu jener dichterischen Höhe, da das Mirakel weit und alte Schuld verklären hilft. Dieses Mirakelspiel birgt Werte und Schönheiten in sich, die sich jedem offenen Sinne leicht erschließen, aber selbst bei wiederholtem Lesen nicht völlig ausschöpfen sind.

Das Kind einer grotesken Dichterkanne ist das Marionettenspiel *Doppelkopf*. Das Unmögliche wird hier möglich gemacht. Doppelkopf, eine Abnormität mit zwei Köpfen, die völlig entgegengesetzt gearbeitet sind, verliebt sich in ein anderes weibliches Mitglied der Abnormitätentruppe, der er angehört, und so erwirbt sich im Doppelkopf, der auch zwei Seelen in seiner Brust wohnen hat, eine Liebestragödie, die von humorvollen Einfällen floßt. Der Marionettentheater muß dieses Versehen unersetzlich sein, wenn auch der Alexandrinerverb heutzutage Schwierigkeiten bereiten wird.

— **Otto Müllers, Pariseri.** Drei Kasperlspiele. Umschlagszeichnung und viele lustige Bilder vom Verfasser. Preis gebunden 2.50 M., in Pappband 4 M. Verlag von Albert Langen in München. — **Otto Müllers** hat die drei Spielschen schon auf seinem hitzigen Kasperltheater ausprobiert, und es hat sich erwiesen, daß sie alle den besonderen Forderungen des Marionettentheaters voll gerecht werden. Beim Lesen erweist sich aber, daß der Verfasser noch mehr kann, als wirksame Kasperlfiguren zu schreiben. Er versteht es nämlich in seltenem Maße, den tieferen Sinn des Marionettenspiels zu erfassen und unter der Maske lebenswahrer Groteske das Menschlich-Menschenliche ins schärfste Licht zu rufen. Er verspottet, ein bißchen wehmützig, den Dichter, für dessen Gabe der Kasperl kein Verständnis aufbringen kann, gibt ein lustiges Zusammentreffen zwischen einem hübschen Kasperler und dem wehmutigen Wurst, und im letzten Stück setzt es gar eine bissige Satire auf expressionistische Maler, modetolle Kritiker und urteillose Kunstprofessoren. Der Dialog, der schöne, abgerundete Verse mit bayrischer Prosa kreuzen läßt, entspricht gleichfalls dem Marionettenspiel aufs glücklichste. Müllers hat dem sorgfältig ausgestatteten Büchlein Titelbildnetten und flotte Textzeichnungen beigegeben, die dem Leser die Puppentheaterszenen gleich lebendig vor Augen rufen.

— **Von Deutnant d. R. Wilhelm Egly** ist im Verlag Winternagel-Friedberg ein *Kriegstagebuch* erschienen. (Badenpreis 1.80 M.) Der Verfasser, ein Friedberger, ist mit der Kriegsdienstprüfung der heiligen Oberrealschule als Freiwilliger im August 1914 in das Regt. 222 eingetreten und im Oktober 1916 an der Front gefallen. In ihm lag die Begabung zum Schriftsteller und Dichter; das wird der Leser rasch aus diesen Aufzeichnungen herausfühlen, die vom Juni 1914 bis August 1916 reichen. Scharf gesehene Kriegs- und Friedensbilder werden in den vier Abteilungen Berlin, Verdun, Wofhynten, Champagne entworfen. Derselbe Naturforschliche, gute Beobachtung sozialer Zustände, treffende Urteile über Kunst, starkes väterländisches und religiöses Empfinden, übriges Mitleid mit der Not der Menschen, Ahnung des Ewigen machen uns Egly bald zum Freund und verstehen dem schlichten Büchlein Reiz und Wert.

— **Schicksal und Schelme.** Erzählungen von Alfred Bod. Mit einem Bildnis der Verfasser, 17 Zeichnungen von Otto Ubbelohde und einer Einleitung von Paul Wittfo. 64. Band des Verlags der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborsfel. Die beiden jüngsten Ehrendoktoren der Universität Gießen Alfred Bod und Otto Ubbelohde, denen eine gewisse Wahlverwandtschaft nicht abzuspreehen ist, treten hier gemeinsam mit einem Büchlein auf den Büchermarkt, das man jedem heftigen Selbstgauen ins Feld hinausschicken sollte, denn er wird in Wort und Zeichnung seine Heimat wiederfinden. Die Erzählungen sind zwar älteren Büchern Alfred Bods entnommen, aber glücklich ausgewählt und gewähren einen reichen Einblick in das Schaffen des heftigen Dichters. Zu ihrer Illustration konnte ein Geeigneter als Ubbelohde nicht gefunden werden. Die vertrauten Motive der Heimat sprechen aus jeder Zeichnung und geben dem wohlfeilen Büchlein doppelten Reiz eines harmonischen Zusammenklangs.

— Der aktivste Bundesgenosse aller Bekämpfer der Schundliteratur in jeglicher Form ist „Die Welt-Literatur“. Sie bringt seit Jahren nur die wertvollsten Werke alter und zeit-

genössischer Dichter. Jede Woche ein abgeschlossenes Werk. Jede Nummer 20 Pf. Was alle theoretischen Versuche dankenswert erstreben, verwirklicht „Die Weltliteratur“ durch die Tat. Ihr ist das Beste für die Massen des Volkes gerade gut genug, darum ist sie ein wertvoller, aber offener Feind des üblichen Familienblattromans und der seichten Unterhaltungsliteratur. „Die Welt-Literatur“ brachte aus dem unendlich reichen Schatz aller Völker schon so viel der besten Romane und Novellen, daß selbst nur eine Titelaufzählung zu viel Platz erfordern würde. Wir beschränken uns darauf hinzuweisen, daß die neueste Nummer der „Welt-Literatur“ dem größten deutschen Humoristen Wilhelm Busch gewidmet wird. Mit einer biographischen Einleitung und dem Porträt W. Buschs (aus dem Jahre 1904 stammend) werden vier vollständige Werke und zwar „Der Jolinder“, „Fritze“, „Vierhändig“ und „Eine kalte Geschichte“ gebracht. Für 20 Pf. eine Wilhelm Busch-Ausgabe, die sich in Satz und Bild genau an die Originalausgabe hält, das ist die neueste Gabe, die der Verlag „Die Welt-Literatur“, München 2, allen Lesern und Freunden gesunden Humors beschert. Jeder sollte sich die überall erhältlich Wilhelm-Busch-Nummer kaufen.

— Was erwachsene junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen. Von Dr. med. Fr. Schönerberger und M. Siegel, Lehrer a. D. Neuaufgabe 41.—50. Tausend. Verlag „Lebenskunst-Heilkunst“, Berlin SW 61.

— Der Antwerpener Dafen und die Pariser Wirtschaftskonferenz, von Max Obouffier. Aus dem Flämischen überfetzt von Karl Mittler. Preis broschiert 2.50 M. Verlag von Georg Stille, Hofbuchhändler, Berlin NW 7.

— „**Es moreit**“. Mistännisches Schauspiel aus dem 14. Jahrhundert, in deutschen Reimen von Heinrich Brühl. Preis broschiert 1.20 M. Verlag von Georg Stille, Hofbuchhändler, Berlin NW 7.

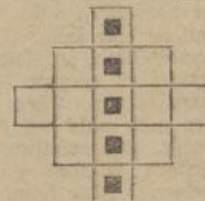
— **Die Weltbühne**, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 38: Der politische Durchbruch von Germanicus. Zu diesem Krieg, von Eichenhorff. Bemerkungen von Ost. Paul von Ding, von Johannes Fischart. Fritz von Unruh, von Julius Bab. Unsererlichkeit, von Alfred Polgar. Worte, von Theobald Tiger. Reinhardt und Kahlser, von S. J. Kempner und Bergleichen, von Alfons Goldschmidt. Antworten. Die „Weltbühne“ erscheint wöchentlich und kostet 50 Pfennige die Nummer, 5 M. vierteljährlich, 16 M. jährlich. Probenummern kostenfrei durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie durch den Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Fernburgstraße 25.

— **Das literarische Echo**, Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Weischel & Co., Berlin W 9. Das 1. Octoberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Frank Clement: Die Dichtung der neuen Generation; Max Fischer: Elfe Lasler-Schüller; Heinz Mannmann: Die Gestaltung der modernen Seefschlacht; Emil Luda: Der Aphorismus; Arthur Cloeffler: Du den Briefen von J. M. R. Benz; F. Schwobhofer: Robins „Kathedrafen“; Max Webersfeld: Leseliese; G. S. Müller: Die weltliche Organisation geistiger Arbeit usw.

— Nr. 8925 der *Leipziger „Illustrierten Zeitung“* (Verlag J. J. Weber). Besonders lehrreich zur Erkennung der wirklichen Lage sind die feindlichen Witzblätter und öffentlichen Plakate, von denen diese Nummer verschiedene Proben nach Originalen des Deutschen Wirtschaftsmuseums zu Leipzig bringt. Sie zeigen unüberdeutlich, daß Fleisch, Brot, Leder usw. Mangel auch in den Ländern der Entente herrscht.

— **Der Völkerkrieg.** Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. E. S. Boer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 183 u. 184, Preis je 40 Pfennig.

Füllrätsel.



In die Felder der Natur sind die Buchstaben AAA, EE, G, M, N, R, S, TT, Z derart einzutragen, daß die mittlere senkrechte Reihe einen Vornamen ergibt und die drei wagerechten Reihen einen Körperteil, ein Werkzeug und den Teil eines Baumes benennen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:

- Roburit
- Onega
- Spanien
- Erato
- Natrium